

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 286.

Mittwoch, 8. Dezember.

1915.

(84. Fortsetzung.)

## Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebele Müll.

Der Kommerzienrat sah seine Frau am anderen Tage bei Tisch wieder. Sie hatten sich einfach „Guten Tag“ gesagt, ohne sich die Hände zu reichen, und sie wechselten stumm die Schlüssel aus, nur auf Rudis munteres Geplapper freundlich-einsilbig antwortend.

Aber als Lucy sich zurückgezogen hatte, trat Lauter, ohne auch nur anzuklopfen, zu ihr in das Zimmer.

Er hielt sich sehr aufrecht, wie ehemals. Die Augen blickten entschlossen, und seine Stimme klang herb, als sei er ganz mit sich einig, nicht auf Gegenreden zu achten.

„Ich will nicht viel fragen. Mir liegt nur daran, mich mit dir auseinanderzusetzen . . . es muß klar zwischen uns werden!“

Lucy überließ ein Bittern: „Bitte, Ludwig, nur keine Szenen! Ich bin hier — du hast damit die Antwort auf deinen Brief, es geht also doch alles seinen alten Gang.“

„Meinst du? Ich meine aber, daß ich diesen „alten Gang“ gründlich satt habe und daß, wenn du gesonnen bist, ihn weiterzugehen, ich dir nur raten kann: packe deine Koffer und lebe, wo du willst, außer in meinem Hause! Ich stelle dir gar kein Hindernis in den Weg. Ich willige bereitwilligst in eine Trennung, die, deinen Wünschen nachkommend, täglich zur endgültigen Scheidung führen kann. Du stehst ja auf sicheren Füßen. Die Hunderttausend, die ich dir zur Hochzeit verschrieben, gehen mit dir. Da wird es dem Herrn Dr. Nachod nicht schwer fallen, sich mit deinem oder besser mit meinem Gelde eine neue Existenz zu gründen. Ich bin es so gewohnt, Habenichtse aus dem Dreck zu heben, daß es mir auf einen Ehrenmann mehr oder weniger nicht ankommt. Dann freilich wird ein Strich hinter die Familien Grimen und Genossen gemacht, ganz fürs Narrenhaus bin ich noch nicht reif!“

Lucy hatte sich in tiefster Erregung von dem Ruhebett erhoben, in ihre bleichen Wangen schoß glühendes Rot.

„Entlade deinen Born auf die Grümmen, du hast vielleicht Veranlassung dazu . . .“

„Vielleicht ja!“

„Doch Dr. Nachod lasse aus dem Spiel; er ist vielleicht der erste im Leben, dem du etwas verdankst!“

Lauter lachte bitter auf.

„Sowohl! Ihm verdankst du, daß ich hier bin, in deinem Hause wieder! Es soll alles heraus, ich will kein Büßen und kein Verstecken mehr! Ich will nichts hemänteln, mich keiner Unehrlichkeit mehr beugen. Ich, Lucy Grümm, die vielbeneidete und vielgehaßte Kommerzienrätin Lauter, bin dem Dr. Nachod ins Haus gelaufen, um alles im Stich zu lassen und mit ihm ein neues Leben anzufangen! Aber Julius Nachod hat mich zu dir zurückgeschickt, weil ein fortgelaufenes, pflichtvergeßenes Weib sein Leben nicht zu schmücken vermag, weil ihm vor solch einer Zukunft des Vorwurfs und der Neue graute! Er hat auf jede Rolle in diesem Drama verzichtet, auf jede mit Ausnahme der des absoluten

Ehrenmannes, der zur Pflicht rief, um sein und mein Gewissen rein zu halten! Jetzt wirf mich hinaus, wenn du willst, ich werde gehen, als Habenichtse aus deinem Hause gehen, wie ich kam! Mach's kurz: Willst du, daß ich jetzt gehe, oder willst du, daß ich bleibe?“

Nach drückendem Schweigen stöhnte Lauter: „Du liebst Nachod trotz allem?“

„Danach frage mich über Jahr und Tag, wenn ich verwunden haben werde, heute nicht.“

Lauter sah seine Frau an. Erst jetzt merkte er, wie verändert sie aussah, wie der Jugendschmerz so plötzlich aus ihren Zügen weggewischt schien. In den Augen lagen dunkle Schatten, und etwas Fables hatte sich über Wangen und Mund gelegt.

Sie stand mit gesenktem Blick vor ihm . . . dem schönen, farbenprächtigen Schmetterling hatte man die schillernden Flügel gebrochen.

Jetzt erst war das Leben über sein Weib hingegangen.

Ein heißes Erbarmen stieg in ihm auf, er hätte die Arme öffnen mögen, sie an sein Herz zu ziehen, daß sie dort Heilung und Frieden finden möchte. Aber sie waren sich so fremd geworden, er wagte es nicht. Er wandte sich ab, weil er diese Wandlung an ihr nicht ertragen konnte. Nach einer Weile fragte Lucy mit immer leiser werdender Stimme: „Was willst du, Ludwig, das nun, geschieht, ich bitte dich, mache ein Ende.“

Lauter bebte sich nicht, aber er fragte ebenso leise: „Ja, willst du denn hier bleiben? Willst du dich so weit überwinden?“

„Ich möchte bei Rudi bleiben, wenn ich darf — du sollst dich nicht mehr zu beklagen haben. Nur bitte ich dich um ein wenig Geduld, Ludwig, damit wir . . .“

„Dann bleibe — ich jage dich nicht fort! Nur das noch: Höre auf, mich als den schwerverwundeten Mann zu betrachten; ich habe im Laufe der Jahre und nur erst vor kurzem starke Verluste erlitten — um meiner Kinder willen bin ich gezwungen, für uns alle engere Grenzen zu ziehen, und daß du mir vorwurfslos das Ziehen dieser Grenze allein zugestehst. Willst du auch dann bleiben?“

„Ich werde auch lernen, mich einzuschränken. Ich danke dir, Ludwig.“

Lauters Fassung war am Ende. Er wandte sich hastig, um dieses neue, demütig ergebene Geschöpf in seine Arme zu nehmen, ihr in alter Liebe alles freudig zu vergeben.

Lucy war schon an der Tür; sie wußte nicht recht, wohin sie wollte, vielleicht zu Rudi hinüber, nur um diesem Beisammensein, dieser Szene mit ihrem Manne zu entfliehen. Der Kommerzienrat rief sie zurück.

„Lucy . . .“

Sie blieb stehen, ohne den Blick zu heben.

„Lucy wollen wir uns nicht darauf die Hand geben?“

Sie kam langsam heran. Ihre Hand tastete in der Luft umher, und ehe Lauter sie noch ergreifen konnte, sank sie ohnmächtig vor seinen Füßen zusammen.



Weihnachten war eben vorüber. Man hatte das Fest ausschließlich bei Sehrens gefeiert. Die Kommerzienrätin hatte sich von ihrer wochenlangen schweren Krankheit nur erst gerade so weit erholt, daß sie ab und an auf ein paar Stunden Menschen vertragen konnte. Niemand mutete ihr zu, ihr Haus Familienfeiern und Festen zu öffnen, am wenigsten Bauter selbst, der sie anblickte, als sei mit ihrer Genesung endlich nach langer Nacht der helle Tag wieder angebrochen.

Und doch war eine ganz andere vom Krankenbett aufgestanden, eine zarte Frau mit ganz weißem Haar, mit traurigen Augen und einem wehen Lächeln um den Mund, die wenig und müde sprach, als kämpfe sie mit einem fremden Idiom. Die sich gegen nichts mehr auflehnte, über nichts mehr spöttelte und nur noch ihrer engsten Familie etwas zu sein und zu werden wünschte.

Dr. Wulffen hatte sie behandelt; er meinte, es würde so bleiben mit ihr. Sie würde nie wieder jung werden . . . zu ihrem Glücke vielleicht!

Der Kommerzienrat hatte, als er die ersten weißen Haare seiner Frau sah, aufgehört zu färben. Aus Courtoisie bekannte er sich zu seinen grauen Haaren.

Wenn man jetzt von den beiden sprach und „Bauters“ sagte, so hatte das einen so eigenen Klang durch ganz Fünf-Hügelchen. Selbst Herbert sagte nur noch „Bach“ und mit halbem Ton, als wische er über trübe Erinnerungen weg, die sich immer wieder aufdrängten!

Herberts Stimme hatte überhaupt einen Nebenklang bekommen, wie von kaum überstandener Heiserkeit.

Dina meinte, er nähme sich nicht in acht, wenn er stundenlang auf dem Orgel-Anger bei den Bauten zubrachte. Denn es wurde munter weitergebaut.

Jung-Sehrens rüsteten diesmal früher zu ihrem Hauptfest, das man nun gewohnt war, von ihnen einfach zu verlangen. Da es draußen noch warm war, sollte es wenigstens drinnen mal wieder Winter sein.

„Macht's doch nur nicht wieder so furchtbar großartig, Kinder! Für wen werst ihr das Geld zum Fenster hinaus! Ich denke, ihr braucht's selber sehr nötig!“ warnte Mutterchen, als Dina ein paar Tage vorher vorsprach, um zu hören, ob die Schwiegereltern auch ganz gewiß kämen.

Der alte Doktor hatte sehr energisch abgewinkt. Er sei so nervös, daß er „Volksausläufe“ fliehen müsse. Mutterchen wolle er nicht abhalten, wenn sie durchaus nicht ohne die Fünf-Hügelchen Sensation auskommen könne. Mutterchen hatte noch mit sich gekämpft, neigte aber mit jedem Tage mehr zum „Volksauslauf“ und hatte Dina eben das Wort gegeben, daß sie käme, wenn er auch fortbliebe.

„Du weißt doch, Mutterchen, Herbert läßt sich keine Vorurtheile machen. Ich habe so viel geredet, es hilft nichts. Jedes Fest wird kostspieliger — er ist das seinem „Kredit“ schuldig! Und dann, die zweimal, die wir noch Feste veranstalten in Fünf-Hügelchen, soll alles auf dem Kopf stehen.“

„Die zweimal . . .?“

„Ja — in zwei Jahren sind wir in Berlin oder Frankfurt! — Dann haben wir die Millionen in der Tasche — die Millionen vom Orgel-Anger!“

Dina lachte, aber sie vermied es, der alten Doktorin in die Augen zu sehen, die darauf zu warten schienen. Endlich sagte sie zögernd:

„Weißt du denn Bescheid über den Orgel-Anger, Dina? Ist denn da wirklich Aussicht?“

„Ich weiß nichts, Mutterchen, nichts! Ich weiß nicht, wovon Herbert baut, ich weiß nicht, für wen er baut — nichts! Ich fühle nur: Entweder er hat recht mit dem Orgel-Anger oder er richtet sich daran zu grund!“

„Ja, wovon baut er? Das fragt mich Vater alle Tage, wovon?“

„Frage nicht danach, wie ich nicht danach frage! Er wird es durchsehen, bis zum letzten Stein, aber was dann wird . . .?“

„Er kann das ja nicht durchsehen, es schlägt ihm über den Kopf zusammen . . .“

„Hat er dir gesagt, daß er vielleicht bald nicht mehr weiter kann . . .?“

Die alte Doktorin horchte auf.

„Nicht weiter kann? Wie meinst du das, Dina?“

„Nun, wenn die Sorgen Grund haben, dann muß doch an eine Katastrophe zu denken sein — hat er dir irgendetwas . . .?“

„Herbert hat mir nichts gesagt, aber ich kenne meinen Jungen doch! Wenn er mal bei mir vorspricht, wenn er mich allein weiß — es passiert auch nicht mehr so oft wie früher — Gott, er ist so zärtlich und so redselig und lustig. Ich aber sitze da und höre und sehe die Bleigewichte, die an ihm hängen, und denke nur immer, wie ich sie von ihm losmache, und vergesse ganz darüber, ihm zu antworten, wenn er gerade mal Antwort verlangt. Und dann sieht er mich zwichenein so aus einem Augenwinkel an, als frage er sich: „Merkt die Alte vielleicht doch etwas?“

Dina nahm die Hand der Doktorin und streichelte sie. „So ist es ja wohl nicht, Mutterchen, so schwer können die Bleigewichte nicht sein! Da gibt man nicht Feste, die man keinem schuldig ist, auch Herbert nicht! Aber, daß er Sorgen hat, weil er sich selbst so sehr belastet hat, ja, das kann ich nicht abstreiten, das sagt mir meine Unge Verstand. Das müssen wir eben unerörtert mit ihm durchmachen.“

„Du willst auch nicht geradeaus sehen, Dina — das merke ich schon lange — du zwingst dich auch nur so zu allem . . .“

„Über Mutterchen . . .“

„Ja, ja — es ist alles so anders geworden, so ganz anders — ich — Dina — ich hätte heute gar nicht mehr den Mut, von eurem Glück zu reden — ihr leidet beide, aber nicht zusammen — jeder leidet für sich; und weiß nicht, wo es den anderen eigentlich drückt — und das ist das Ende einer Ehe, wenn auch . . .“

„Mutterchen, ich bitte dich, quäle dich doch nicht mit solchen Sachen. — Wenn das wäre, was du meinst, dann hätten wir zwei es doch auch nur allein zu tragen — Herbert und ich — und wir würden auch bereit sein, es zu tragen, ohne andere damit zu quälen und zu fränken.“

„Als ob für mich ein Unterschied sein könnte, wie ihr es tragt! Sieh mal, daß es etwas gegeben hat oder geben könnte, worin ich Herbert nicht mehr verstünde, wo ich ihm, meinem Jungen, nicht mehr folgen könnte und dürfte — sieh mal, das Gespenst lauert beständig um mich herum! Und was ich ihm nicht mehr vergeben könnte, ich, sein Mutterchen — wenn's so etwas gäbe — ja, wie müßtest du erst vor ihm stehen, oder er vor dir —“

„Meinst du, ich habe Herbert nicht mehr lieb? Was geht dir nur im Kopfe herum? Du warst doch sonst nicht so?“

Die Doktorin umhastete Dina. „Du hast ihn lieb, genau so lieb wie ehemals, Dina? Sieh mal, man wird so alt! Wenn man das alles sieht und hört — so auch das mit Bauters — so allerhand, wo keiner so recht mit der Sprache heraus will — da geht's einem denn im Kopfe herum und im Herzen, und man verbummt ganz! Aber wenn du mir sagst, daß du Herbert noch ebenso lieb hast wie früher, dann ist ja alles wieder gut. Man muß auch nicht alles so glauben, was man hört. Mein Mann hört auf alles, wenn's was Ungünstiges von Herbert ist. Es ist wirklich wahr! Und dann kann ich mich damit abplagen! Als ob es nicht ganz natürlich ist, daß die Deubenreiter, wenn ihr Vater stockblind wird, zu ihm geht — und wenn sie auch nur eben hergezogen war . . .“

(Fortsetzung folgt.)



= Lesefrucht. =



Was du begehst, kann ein Raub des Schicksals sein.  
Was du besitzest, bleibt für alle Götter dein. Form.



Aus der Kriegszeit.

Unsere 3. Artillerie. (Zerst. Mz.)

Man las von Siegen und von Schlachten,  
Von Serben- und von Russenjagden,  
Wie mutig uns're Infant'rie,  
Wie tapfer uns're Artill'rie.

Da hielt es mich nicht mehr zu Haus,  
Ich wollte mit zum Kampf hinaus.  
Ich fragte nicht nach wo und wie,  
Ich rückte ein zur Artill'rie.

Das Reiten hatte ich bald weg,  
Auch warf mich's manchmal in den Dreck.  
Ja, so was, das vergift man nie  
Bei uns're 3. Artill'rie.

Daheim lag ich im Federkissen,  
Bom Aufsteig'n wollt' ich nie was wissen,  
Doch jetzt, da mußt' ich raus um hier,  
Bei uns're 3. Artill'rie.

Doch nahm man alles das nicht krumm,  
Auch die Rekrutenzeit ging um,  
Die schöne Zeit vergeht' ich nie  
Bei uns're 3. Artill'rie.

Und meine Freund' war nicht gering,  
Als endlich es nach Frankreich ging,  
Wir fuhren ab des Morgens früh  
Ins Feld zur 3. Artill'rie.

Wir stiegen aus, gleich kam ein Schuß,  
Das war Franzmanns Willkommensgruß,  
Denn gar zu gerne schießen sie  
Auf uns're 3. Artill'rie.

Mit mehr Erfolg als Joffres Plan,  
Da griffen Baus und Flöh' uns an,  
Denn Sieger bleiben immer sie  
Bei uns're 3. Artill'rie.

Das Nähen und Flicken, das konnte ich nicht,  
Jetzt flid ich und stopf ich die Strümpf' ohne Licht,  
Und was man hier lernt, verlernt man wohl nie  
Bei uns're 3. Artill'rie.

Auch bay'r'sche Klöß' kommen oft auf den Tisch,  
Dazu 'ne Maß Kulmbacher, schäumig und frisch,  
Das ist so'n Essen, das findet man nie,  
Als bei uns're 3. Artill'rie.

Und ist auch der Kochtopf des öfteren leer,  
Das macht einem Vahern das Herz noch nicht schwer,  
Denn Hungern lernt man auch manchmal dähier  
Bei uns're 3. Artill'rie.

Und wenn wir wirklich nichts mehr haben,  
Da kommen aus der Heimat die Liebesgaben,  
Denn auch zu Hause, da denken sie  
An uns're 3. Artill'rie.

Und soll uns das Glück vielleicht noch erblich'n,  
Dah' wir zur Heimat einst wieder zieh'n,  
Das wäre ein Festtag, so sah' man ihn nie  
Bei uns're 3. Artill'rie.

Und hat es das Schicksal anders gemeint,  
Dah' einstens uns träf' ne Kugel vom Feind,  
Dann grühet die Heimat, dann grühet auch sie,  
Bei uns're 3. Artill'rie.

Dann gäh's hölzerne Kronzlein stumm und weh,  
Worauf vielleicht geschrieben steht:  
„Ihr junges Leben gaben sie  
Für uns're 3. Artill'rie.“

Menzel-Erinnerungen. Adolf v. Menzel, dessen Geburts-  
tag sich am 8. Dezember zum hundertsten Male jährt, war  
nicht nur ein höchst individueller Künstler, sondern auch als

Mensch eine Persönlichkeit von originellster Eigenart. Er  
lebte ziemlich abgeschlossen, und seine ehrliche, grade, in ihrem  
Urteil oft rücksichtslose Natur war nicht geeignet, ihn dem  
lauten Gesellschaftsleben näher zu bringen. Doch wenn es  
wirklich einmal Freundschaft geschlossen hatte, so dauerte diese  
fürs Leben. Eine solche enge Freundschaft verband Menzel  
mit dem vor Monatsfrist verstorbenen Maler Paul Meyer-  
heim. Aus einem Freunde des Vaters Meyerheim wurde er  
zum Freund des heranwachsenden Sohnes Paul, dessen künst-  
lerische Entwicklung er mit der größten Sorgfalt überwachte  
und förderte. Als Meyerheim für das Museum in Danzig  
ein Chodowiedi-Portrait malte, wurde der um Vieles ältere  
Menzel sogar eines Nachts zum Modell seines Bewunderers  
und Schülers. Nach einer Gesellschaft bei Meyerheim, die  
erst in vangerückter Nachthunde ihr Ende erreichte, sprach  
Menzel, der Zeit und Form vergaß, wenn es sich um Kunst-  
dinge handelte, den Wunsch aus, das Portrait zu besichtigen.  
Er badete die Zeichnung der Hände, setzte sich in seiner im-  
pulsiven Weise vor Meyerheim hin und verlangte, daß dieser  
sofort eine Studie nach Menzels Händen mache. So sahen  
beide im Grad in dem ungeheizten Atelier, der eine malend,  
der andere als geduldiges Modell. Menzel schlief öfter vor  
Müdigkeit ein und erkundigte sich beim Erwachen gewissen-  
haft, ob er noch richtig sitze. So wurde der Fehler an dem  
Bilde noch in derselben Nacht beseitigt. — Ein komisches Ge-  
schicks hatte Menzel in Paris, wo er 1867 auf eigene Faust  
neben der Weltausstellung eine Ausstellung seiner Werke  
errichtet hatte. Er besuchte den berühmten Courbet und traf  
diesen an, als er gerade dabei war, auszufegen, und gab ihm  
1 Franken Eintrittsgeld, den der Franzose wortlos und mit  
ernster Miene einsteckte, ohne den Wertum Menzels, der unter  
anderen Umständen hätte peinlich wirken können, aufzufahren.  
— Menzel nahm Meyerheim stets zu den Hoffestlichkeiten  
mit, um sich seiner als — Wandschirm zu bedienen. Menzel,  
der bekanntlich von sehr kleiner Gestalt war und daher bei  
dem Gedränge der Hofversammlungen nicht alle Persönlich-  
keiten hätte studieren können, die ihn als Künstler inter-  
essierten, stieg nämlich in irgend einer Ecke zum Sehen und  
Zeichnen auf einen Stuhl, und Meyerheim mußte sich davor  
stellen, um mit seiner Gestalt das dem Hofgarnement wenig  
entsprechende Gebaren der kleinen Erzählung zu verdecken. —  
Als Menzel einmal kurz vor seiner Abreise nach Rissingen,  
das er alljährlich zum Kurzgebrauch aufzusuchen pflegte, eine  
Dante empfangen mußte, war er sehr in Verlegenheit, da  
seine Wohnung sich infolge der bevorstehenden Abfahrt in  
großer Unordnung befand. Daher führte er die Besucherin  
in sein wohlkühlergeräumtes Schlafzimmer. Als im Laufe der  
Unterhaltung der Blick der Besucherin wiederholt auf die  
beiden Photographien von Michelangelo's „Moses“ und  
„Pieta“ fiel, äußerte Menzel: „Ja, man muß am Morgen  
immer gleich etwas Gutes sehen. Dasselbe hat mir übrigens  
auch der Kaiser gesagt und führte mich in sein Arbeitszimmer  
im Neuen Palais. Und was sah ich? Mein „Hochthron“ —  
das meinte der Kaiser mit dem Guten.“ — Da er selbst alles  
Außerliche verachtete, machte Menzel sich oft über die „Mode“  
lustig, die seinen Arbeiten Verehrer schaffe, welche in Wirk-  
lichkeit den Ausdruck nach ihm fragten. Besonders wählte er  
einen geliebten Kunsthändler, der ihn stets unter der Maske  
des Kunstfreundes aufsuchte, zum Ziel seines Spottes. Der  
Händler berief sich immer auf seine tiefempfundnen Ge-  
fühle, um die Gemälde auf diese Weise nach Möglichkeit zu  
einem billigeren Preise erstehen zu können. Oft sagte er:  
„Mein Herzblut gebe ich hin für diese Perle der Kunst.“ Und  
dabei gelang es ihm stets, die Arbeiten mit einem Gewinn  
von hundert Prozent weiterzuverkaufen. Darum meinte  
Menzel — auf eine auch heute bei den Fleischern an den  
Schlachttagen übliche Sitte anspielend —: „Der könnte oft  
die weiße Schürze herabhängen lassen, wenn er meine  
Arbeiten verkauft; der Mann gibt ja immer sein Herzblut  
her.“ — Außerordentlich war Menzels künstlerisches Gewissen,  
das ihn stets weiter lernen ließ und ihn für seine früheren  
Arbeiten kritisch machte. Als ihn eine Dame einmal auf die  
erste Auflage der von ihm illustrierten „Geschichte Friedrichs  
des Großen“ von Ruger verwies — einige Jahre nach dem  
Erscheinen —, prüfte der Meister die Blätter lange und nach-  
denklich und schrieb dann energisch auf das erste Blatt: „Das  
Liegendes war kein frohes Wiedersehen.“ Und zu der Dame  
sagte er: „Hätte dieses besser machen müssen.“



# Neues vom Büchermarkt.

Gedichte, Lieder, Romane, Novellen usw.

\* „Der Varde.“ Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Walter Eggert Lindegg. (C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Ostfildern.) Das Buch bedeutet Erlösung aus wirklicher Not, einer Not, die besonders jeder Pädagoge empfand, der gezwungen war, Vortragsstoffe zu festlicher Gelegenheit auszuwählen. Es gibt ja wohl Sammlungen dieser Art, die ein Bild der ganzen deutschen Geschichte im Spiegel der Dichtung entwerfen; eine sehr umfangreiche ist bei Reclam erschienen und naturgemäß viel benutzt worden, aber welche trauriger Schand ist hier aufgenommen, wieviel Gutes und Bedeutendes blieb unbeachtet. Und dazu hat man häufig genug Herrn Ballhorn wälzen lassen und die Dichtungen ad usum Delphini gefügt oder entstellt. Wie die gutgemeinten patriotischen Reimerien, die so ehrfurchtsvoll bewahrt wurden, aber auch alle formell besser geratenen Stücke, in denen doch die Rhetorik, das Hören großer Worte vorherrschte, hat der Herausgeber entschlossen bei Seite geworfen; zu dem, was als eiserner Bestand übrig blieb, aber fügte er Stücke hinzu, die bis jetzt der Schule wie dem populären Gesichtskreis fern lagen. Dichtungen neuerer Meister, die mit jener an kraftvollem Erfassen der Wirklichkeit gesuchten markigen Lebendigkeit einen großen Augenblick der Vergangenheit plastisch wiedergaben, die aus innerem Schauen und visionärem Nachleben geboren sind; die Namen Mirkes v. Münchhausen, Detlev v. Biliencron, Ernst Biskow, Nicarda Buch u. a. seien in solchem Sinne erwähnt. Einen vermissen wir noch, Werner v. d. Schulenburg, dessen Valladen ja soeben erst erschienen sind. Nicht weil sie neu sind, wurden diese Dichtungen aufgenommen, sondern weil wirklich keine älteren sie ersetzen könnten. Die Auswahl reicht bis zur Gegenwart, deren Dürft der Herausgeber eine besondere Sammlung widmete. Es gehörte viel Takt und feinsinniges Verständnis dazu, dieses Werk zusammenzustellen, das zugleich nationaler und künstlerischer Bildung im höchsten Sinne dienen wird.

\* „Vom Lieben, Leben und Lachen.“ Gedichte von Maria Schelper. (Verlag Dr. Arthur vom Dorp, Dresden.) Den hübsch ausgestatteten Band Gedichte, der jetzt hier wohnenden Schriftstellerin können wir nur empfehlen. Maria Schelper ist unseren Lesern keine Fremde mehr. Mehrfach schon brachten wir Skizzen und Erzählungen aus ihrer Feder. In diesen Gedichten zeigt sie sich als echte Dichterin. Die Gedanken sind tief, die Form rein und klarschön. In den Liebesliedern verrät sich starkes Empfinden, überschäumende Leidenschaft, in den Lebensliedern zeigt sich tiefer Ernst und echt weibliches Gefühl, während die frohen Lieder lachen und lichten und übermütig prudeln. In einer der nächsten Nummern unserer „Unterhaltenden Blätter“ geben wir unseren Lesern als Probe ein Gedicht aus dem besprochenen Band wieder. Das Buch erlebt übrigens schon seine dritte Auflage.

B. v. N.

\* „Die kleine Welt“, Tiroler Dorfgeschichten von Rudolf Greinz. (Verlag L. Staadmann, Leipzig.) Zu einfachen, ungekünstelten Menschen führt uns Greinz in seinem neuesten Buche. Vergeblich würden wir darin nach Spannung oder großen Ideen suchen. In diesen kleinen Erzählungen finden wir weder geistvolle Klauerei noch irgend welche nervenzerrüttende Geschehnisse. Hier werden uns nur ursprüngliche, kräftige Menschen gezeigt, echt und wahr in ihren starken Gefühlen gesund und froh und schlau, so richtige, derbe Bauern. Und ihnen angepasst ist die Sprache und die Handlung. Alles ist knapp, kernig und leidenschaftlich. Gerade so müssen die Bauern denken und handeln. Bei den Freunden der „Heimatskunst“ wird das Buch sicher einen heißen Beifall finden, aber auch Leute, die andere Anschauungen von der Literatur besitzen, werden an diesem Werke Gefallen haben.

M. Ch.

## Jugendbücher.

\* Im Holbein-Verlag (München) erschien „Der Krieger-Strumwelpeter“ mit lustigen Bildern und Versen von Karl Ernst Olszewski. In dem unterhaltsamen, witzigen Bilderbuch werden die Erwachsenen fast noch mehr Freude haben als die Kinder. Die Großen verstehen den tieferen Sinn, während die Kinder nur mit Vergnügen die Verschen nachplappern werden. Das Buch ist eine genaue Nachahmung in Zeichnung und Versen des bekannten und beliebten Strumwelpeter, nur daß die Figuren alle politisch sind und ihre bösen Taten sich auf den Weltkrieg beziehen. So ist der Strumwelpeter hier der Bombenwelpeter, der böse Feind ist der alte Kaiser, das ungezogene Pöbelkind, das mit dem Feuer spielte, heißt im Krieger-Strumwelpeter Mariannen und trägt ein rotes Mähdchen. Und so geht es weiter von Bild zu Bild. Erwähnt sei noch die Geschichte vom Kasper-Beppo!

Jeder weiß, wer da gemeint ist. Die Korrekturen lassen keinen Zweifel aufkommen. Man sieht, hier haben wir es mit einem originellen Verschen zu tun, das sogar für später von Wert sein wird.

\* „Vergnügte Deutschen.“ 25 Kindergeschichten von Maria Däher. Mit Bildern von Ernst Kuper. Geste, herztige Kindergeschichten voll Innigkeit und Tiefe, Jugend- und Heimatlust. Eine seltene Gemütsstiefe und wohlthuende Herzenswärme durchströmen das Buch. Die Geschichten haben alle etwas ungemein Anheimelndes, ihr Ton geht den Kindern zu Herzen. Die bekannte Jugendschriftstellerin hat mit diesem letzten Buch erneut Proben ihres sicheren und reifen Könnens abgelegt. (Verlag E. Rist, Nürnberg.)

\* „Königin Goldhaar“ und andere Weihnachtsmärchen von Marie Hermes von Baer. (Verlag Aurora, Friedewald-Dresden.) Ein neues Märchenbuch von Marie Hermes von Baer wird von allen denen, die schon die früher erschienenen Bücher der beliebten Schriftstellerin kennen, mit aufrichtiger Freude begrüßt werden. Ein echtes, reches Kinderbuch, das, deutsch empfunden und zu deutschen Gemütern sprechend, auch allen Eltern und Märchenliebhabern Freude bereiten dürfte.

\* „Du junge Nacht am Rhein!“ Ein Kriegsbuch für die Jugend von Thea von Garbou. Reich illustriert. (Schubart, Verlag von Lehy u. Müller.) Der ungewöhnliche Erfolg der Novellenansammlung „Der Krieg und die Frauen“ von Thea von Garbou veranlaßte die Verfasserin, als Gegenstück ein Kinderbuch zu schreiben, das Knaben und Mädchen nicht nur über die Bedeutung des Krieges für die Gegenwart und Zukunft, sondern auch über die Pflichten aufklären soll, die sie dem Vaterlande gegenüber zu erfüllen haben. Die kleinen Helden dieser prächtigen Kabinettstücke, in denen es durcheinander lacht und weint, jubelt und klagt, in denen die verschiedensten Stimmungen mit den brolligsten Verheeren harmonisch zusammenklingen, werden sich die Herzen der Leser im Sturm erobern und dem Buche einen glänzenden Erfolg sichern.

## Zeitschriftenchau.

\* „Die weißen Blätter“ (Leipzig, Verlag der „Weißen Blätter“) weisen u. a. in ihrem Novemberheft folgenden Inhalt auf: Franz Werfel: „Traum von einer neuen Hölle.“ Heinrich Mann: „Bola.“ Hans Galsmann: „Der Tag des Vaters — Bahnfahrt.“ Robert Bellmermacher: „Liebe.“ Ferner vier Soloschnitte von Christian Schad.

\* „Internationale Rundschau.“ (Dresdener, Zürich.) Das erste Oktoberheft macht einen wahrhaft internationalen Eindruck. R. Barbar (Sofia) berichtet über bulgarische Bestrebungen der Revolutionäre der Sechzigerjahre zur Gründung eines demokratisch-republikanischen Balkanbundes, Daube-Wancel über die französische Arbeiterbewegung im Kriege, Wobinsky (Stockholm) über die Neutralität Schwedens. Der Finne Chausst zeichnet das „Aussehen der Kultur“ im Kriege, Ludo M. Hartmann (Wien) bestimmt das gegenwärtige Verhältnis von National- und Weltkultur, Klassenkampf und Völkerrampf, Dr. Rich. Goetz-Ernst (Amerika) analysiert den Patriotismus als Vaterlandsliebe und seine Entartung, die „Patriotitis“ des verlebendlichen Fremdenhasses, Militarismus als Seelenzustand preussischer Soldaten im Feld wird von R. Mint an der Hand eines Kriegerstagebuches studiert. Dokumente der Menschlichkeit, Zeitungsstimmen, Besprechungen, allenthalben Anregungen ergänzen allseitig den Inhalt des sehr interessanten Heftes.

\* Adolf von Menzels Name wird in diesen Wochen viel genannt werden, feiern wir doch bekanntlich am 8. Dezember die Wiederkehr des 100. Geburtstages dieses großen deutschen Künstlers. Diese Feier gab der Monatszeitschrift „Die Kunst“ (Verlag F. Brudmann, A.-G., München) Veranlassung in ihrem Dezemberheft einen Menzelauflage zu veröffentlichen, der, was die bildliche Ausstattung betrifft, wohl innerhalb des Rahmens eines Zeitschriftenaufsatzes kaum überboten werden kann; schmücken doch neben 25 Abbildungen noch drei vorzüglich gelungene Farbentafeln nach den Gemälden Menzels den Aufsatz. Der Text aus der Feder des stellvertretenden Direktors der Berliner Nationalgalerie Dr. G. J. Fern, den jungen Menzel behandelnd, ist außerordentlich fesselnd und gibt überraschende neue Aufschlüsse von großer Wichtigkeit über den Entwicklungsengang des Künstlers. Ein zweiter Aufsatz behandelt Max Baur, den fürzlich verstorbenen Schweizer Maler, dessen Inhaltlich und in der Ausführung derbe Kunst, die in interessantem Gegensatz zu Menzels prädelnder Art steht, uns in zahlreichen vorzüglich wiedergegebenen Beispielen vor Augen geführt wird. Mit großem Vergnügen und Interesse wird man die weiteren durchweg hervorragend illustrierten Aufsätze des Heftes betrachten.